Das Herrenhaupt

Dem ewigen Deutschland!



6. Ausgabe

Impressum

Schriftleitung/ Herausgeber:
Urd/ G.G.

Autorenkollektiv:
Urd, Udal, Walter Spalten,
Raban Otward v. Widuwalt, G.G.

Satz/ Gestaltung:
G.G.

Anschrift:
Postfach: 46 28 16
01247 Dresden

E-Post:
Herrenhaupt@yahoo.de

Inhalt:



Endlich, die Erde fängt wieder zu leben an und kehrt nach diesem langen Winter wieder zu ihrer alten Herrlichkeit zurück. Es scheint fast, als wolle sie uns glauben machen, daß es für uns nichts anderes zu tun gibt, als ihr dabei gemütlich zuzuschauen. Wir aber hielten dieser eitlen Versucherin stand und erscheinen dafür mit unserer 6. Ausgabe.

Geändert hat sich bei uns bis auf Kleinigkeiten wenig, dafür geht es ja in der weiten Welt recht laut zu. Unsere Freunde von der Partei haben ihren Zirkus jetzt komplett gemacht und bleiben unter sich. Das heißt genauer, daß die wertvolle Substanz nun die Kraft hätte, wirklich sinnvoll den Kampf um Großes zu eröffnen. Allerdings besteht da momentan gedämpfte Hoffnung, wie einige Beiträge zeigen. Zu mächtig ist wohl die persönliche Wut der Protagonisten, zu verführerisch vielleicht der benebelnde Gedanke an die Macht. Hier gilt es also schnell aus der Ohmacht zu erwachen oder weiter zu waten im Sumpf der Hoffnungslosen.

Längst Vergessene kehren in unsere Reihen zurück, in ihrem Gepäck die Wahrheit über Geheimes und Verwunschenes aus dem Reich des Irrsinns. Bedauerlich, wie sich diese Menschen um ihre eigene Würde bringen, noch bedauerlicher, welches Maß an Würdelosigkeit sie ihren Opfern beimessen! Aber, was rege ich mich auf, vielleicht hat man ja nichts besseres verdient. Illuminieren wir eventuell besser erst mal unseren Verstand!

Ansonsten, Sie haben's sicher schon gemerkt, ist unser Vorwort nun auch für die, die der Deutschen Schrift nicht uneingeschränkt mächtig sind, lesbar. Ich finde es dennoch sehr bedauerlich, wiesehr diese - unsere! -Schriftarten in Vergessenheit geraten sind. Dabei ist deren Erlernbarkeit wirklich ganz einfach. Es gibt im Buchhandel entsprechende Übungshefte. Unsere Sprache und unsere Schrift sind ein Teil von uns - im Gegensatz zu manchem Klim-Bim.

Viel Spaß beim Lesen!

Die Schriftleitung

Gott mit uns!

Nunmehr zum fünften Male versammelten sich deutsche Menschen, vorwiegend dem politischen Spektrum angehörend, am frühen Abend des 13. Februar hinter der Dresdner Semperoper, um, den Aufrufen der Jungen Landsmannschaft Ostpreußens folgend, sich an dem Trauermarsch, der an die Opfer angloamerikanischen Befreiungswahns erinnern soll, zu beteiligen. In der Tat reisten um die 1100 Personen an, was doch eine beträchtliche Leistung in der Mobilisierung war, besonders wenn man bedenkt, daß der Termin unter der Woche gewesen ist.

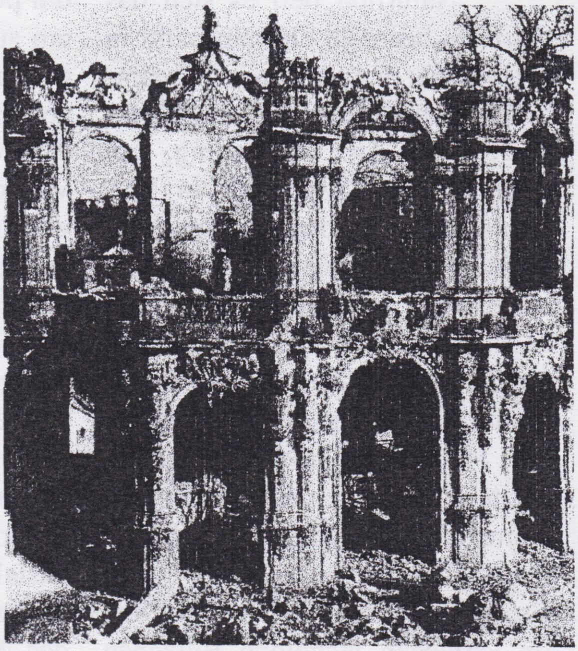
Natürlich ließ es sich das politisch bewußte Ordnungsamt in diesem Jahr nicht nehmen, an beamtliche Glanzleistungen von Staats wegen bei der Gewährung von Ordnung und Sicherheit in Versammlungen von sogenannten Neonazis anzuschließen, und machte kurzerhand das Schuhwerk einiger Jugendlicher zum Gegenstand ordnungsamtlicher Beanstandung. Die Grüne Polizei, ohnehin nicht gerade der Hort grübelnder Freigeister, setzte die Forderung der älteren Dame dienstbeflissen und unbarmherzig durch.
Freilich sah man dennoch hier und da verwegen lächelnde Burschen mit zu beanstandenden Schuhen, die den kleinen Sieg gegen den sächsischen Beamtenernst genossen.

Hinter der Semperoper selbst hatten fleißige Hände Schnipsel an Stromkästen und Laternen geklebt, auf denen u. a. die angloamerikanischen Bomber zurückgewünscht wurden, da sich in Deutschland noch immer deutsche Kultur regt. Unter diesem Geiste argumentierte auch der mehrheitlich jugendliche Pöbel, welcher sich am Straßenrand gegen den Trauerzug produzieren und austoben durfte. Damit wurde deutlich gemacht, daß es sich daher nicht um politische Gegner als vielmehr um subkulturelle Heranwachsende gehandelt hat, also keine Frage von politischen Differenzen, sondern von pädagogischen Defiziten. Wer das verschuldet hat, erfahren wir todsicher im demnächst beginnenden Wahlkampf.

Der Marsch selbst lief seine alljährliche Runde entlang der Elbe, die geschmacklos errichtete Synagoge – vor welcher sich der größte Auflauf zu allem bereiter Beamter versammelte – streifend, um an dem Denkmal der Trümmerfrau die Veranstaltung zu beenden. Unzählige Kerzen, schwarze Fahnen und die, der dem Deutschen Reich entris-

senen Länder waren an diesem Abend die einzigen Künder des einstmals Geschehenen, die 1100 Trauernden blieben stumm. Die Abschlußkundgebung selbst sollte durch Angehörige der Stadtratfraktion empfindlich gestört werden. Die eigens zu diesem Zweck über eine Lautsprecheranlage verstärkte Klezmermusik sollte die Ansprachen übertönen. Nun ergab sich allerdings ein mehr als symbolhaftes Bild, als die jüdische Folklore vom Band ihr konfuses, den Abendländer unverträgliches giftiges Geplärre aus dem Fenster des Gebäudes tönte, stand direkt darunter der plärrende, oben schon erwähnte Pöbel. Assoziationen, die sich dem Betrachter hier ohne viel Phantasie hätten aufdrängen können, beschwören freilich Resultate, deren Ursprünge man gemeinhin und üblich in die Schuld rechtsextremer Rattenfänger bucht. Erwähnenswert ist hierbei die Wirkung, welches das hoffentlich 1100fach gesungene Deutschlandlied in allen drei Strophen erzwang. Für die Dauer dieses Liedes nämlich bildete sich ein musikalisches Bollwerk um die Ohren der Teilnehmer, welches fremdgeartete Klänge und wutentbranntes Gebrüll trotz deren Steigerung nicht mehr an die akustische Wahrnehmungsgrenze der Singenden gelangen ließ. Die Reden wurden von Alexander Kleber (JLO) und Herrn Jeschioro, Vorsitzender des Zentralrats der vertriebenen Deutschen gehalten. Logistische Unterstützung kam aus dem hohen Norden in Gestalt des Demonstrationsteilnehmern bekannten umtriebigen Hamburger VW-Transporters samt Mannschaft.

Wir freuen uns auf das nächste Jahr!



Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

(aus Goethes Faust, Chorus mysticus)

Auf den Boden der revolutionären Umstülpungen des 18. und 19. Jahrhunderts gründete sich die erste deutsche Frauenbewegung. Der Liberalismus hielt Einzug in Europa und mit ihm kamen unterschiedliche gesellschaftliche Anforderungen und Änderungen. Das Problem der Frau in der Gesellschaft hatte sich vorher so nicht gestellt. Eine Bauern - oder Handwerksfamilie mußte sich in gegenseitiger Achtung und Einvernehmen um Familie und Arbeit kümmern, das war lebensnotwendig. Der Schrei nach Gleichheit, Einigkeit und Brüderlichkeit, die industrielle Revolution und die Urbanisierung trieben einen Keil in die Gesellschaft und damit auch in die Gemeinschaft zwischen

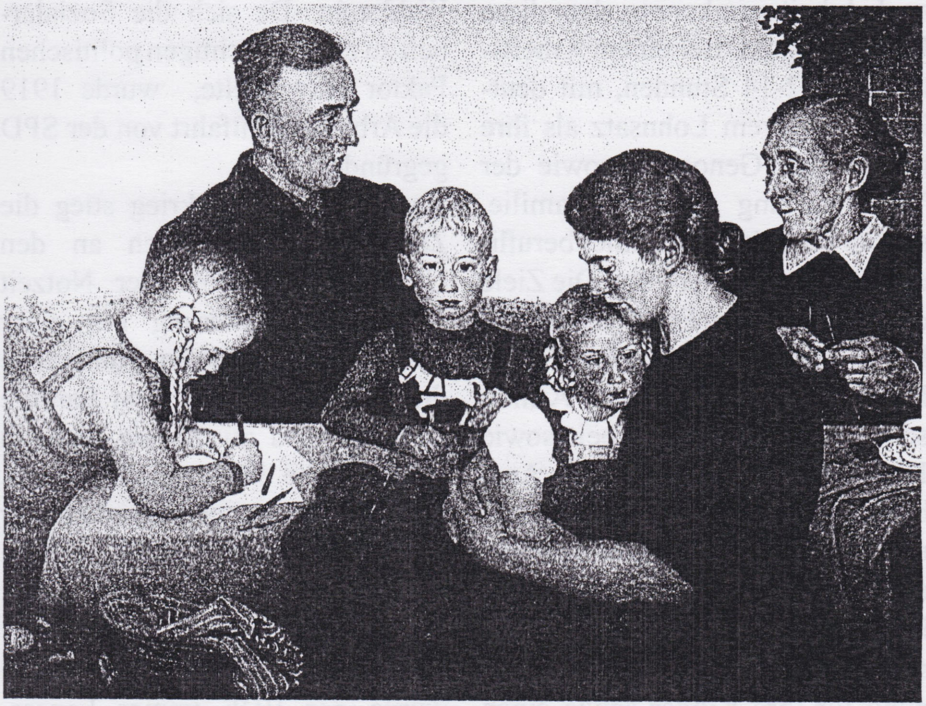


Mann und Frau. Die Städte wurden zu Magnetpunkten der Bevölkerung, die dort befindliche „Masse" führte zu einer Anonymität des einzelnen, ein neues Selbstbewußtsein brach auf und mußte sich den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen stellen. Arbeiterviertel entstanden und die Städte wurden immer mehr zu industriellen Ballungsgebieten. Die Rolle der Frau änderte sich. Die Frauen der bürgerlichen Klasse wollten den Sprung in eine Berufstätigkeit wagen, dem Bild

der Hausfrau, Mutter und Gesellschafterin entfliehen. 1865 kam es zur Gründung des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins“ (ADF) durch Luise Otto Peters und Auguste Schmidt. Diese, von Grund auf bürgerliche Organisation, richtete ihr Hauptaugenmerk auf die Bildung und Erwerbstätigkeit der Frau. Ausbildungsinstitute, z.B. für Pflegepersonal, wurden auf Initiative von Helene Lange gegründet. 1894 kam es dann zur Gründung des Dachverbandes „Bund deutscher Frauenvereine“ (BDF), welcher eine Vernetzung der unterschiedlichen Frauengruppierungen zum Ziel hatte. Proletarische Frauenverbände waren allerdings von diesem ausgeschlossen, da sich keine Gemeinsamkeiten in Tätigkeit und Ziel vereinbaren ließen. Neben den allgemeinen Forderungen wie das Recht auf Bildung, freie Berufswahl und die Zulassung zum Universitätsstudium, ist auch eine Verbesserung der privatrechtlichen Situation der Frauen angestrebt worden. In stark reformerischen Kreisen des BDF wurden sogar Stimmen laut, die die Abschaffung des § 218 StGB – Verbot der Abtreibung - forderten. Dies führte allerdings zur allmählichen Spaltung, da die Vertreterinnen ihr weibliches Recht auch in Bezug auf Kinder und Familie wahrzunehmen gedachten. Besonders als Frau fühlte man sich der Sozialfürsorge und Öffentlichkeitsarbeit verpflichtet. In diesem Tätigkeitsfeld trat die Frau für die Pflege des häuslichen Lebens der Armen ein, für den Schutz der notleidenden Jugend, für die Fürsorge der Volksgesundheit und für die Verpflegung der Kranken. Überall organisierte man Volksküchen, Krippen, Kindergärten, Horte oder Anstalten für verwahrloste Kinder. Somit wollte die bürgerliche Frauenbewegung ihrem politischen Ziel, der Einheit des Volkes als Nation, ein Stück näher kommen. Im Zuge des 1. Weltkrieges weigerte sich der BDF an der internationalen Friedenskonferenz in Den Haag teilzunehmen und engagierte sich statt dessen zu einem „Nationalen Fraudienst“, welcher es sich zur Aufgabe machte, die weibliche Arbeitskraft nicht nur der Familie, sondern auch dem Vaterlande zu widmen. So wurde der BDF zu dieser Zeit der wichtigste Organisator für die Wohlfahrts- und Fürsorgepflege. Frauen übernahmen Positionen in den Kriegsämtern und organisierten weibliche Arbeitskräfte. Sie waren verantwortlich für Sozialleistun-

gen an Familien, in denen die Väter und Ehemänner im Krieg waren, kümmerten sich um Hinterbliebenenrenten und Kriegsbeschädigtenfürsorge. Überall standen Frauen in den Werken an den Stellen, die einst ihre Männer begleiteten. So verwirklichten sich teilweise die Ideen der bürgerlichen Frauenbewegung im Zuge wirtschaftlicher (Industrielle Revolution) und gesellschaftlicher (Kriegsausbruch) Veränderungen.

Auf der anderen Seite standen die Frauen der proletarischen Frauenbewegung, vertreten durch Clara Zetkin. Die proletarische Frau war hier eingebettet in die internationale sozialistische Frauenbewegung, deren Ziele sich nur zum Teil mit denen der bürgerlichen glichen. Sorgte sich die bürgerliche Frauenbewegung um eine Einbettung der Frau in die Nation und verband auch damit ihre Arbeit, so wollte sich die Frau des Proletariats über alle Schranken erheben.



Als Teil einer Nation fühlte man sich nicht, galt es doch die internationale Arbeiterschaft zu vereinigen um somit den Kapitalismus und die Ausbeutung der Arbeiter und Arbeiterinnen dadurch zu stoppen. Frauen bildeten nach und während des Krieges eine hohe Anzahl in den Fabriken und in der Gesell-

schaft, und forderten somit auch das Wahlrecht. Gesellschaftlich war die Arbeiterin neben dem Arbeiter schon etabliert, so daß sich das Hauptaugenmerk auf die politische Gleichstellung richtete.

Im 19. Jahrhundert stieg die Anzahl der Fabrikarbeiterinnen enorm an, so daß es also kaum der Ruf nach Arbeit sein konnte, dem diese Frauen folgten. Bei einem Arbeitstag von 12-14 Stunden, mit deutlich geringerem Lohnsatz als ihre männlichen Genossen, sowie der Verantwortung für die Familie, strebte man eher nach einer beruflichen Entlastung der Frau. Die Ziele der proletarischen Frauenbewegung hatten also einen gegensätzlichen Nährboden, nämlich Armut, schwere körperliche Arbeit sowie Kinderarbeit und mangelnde Ausbildung. Sie trat für eine Verbesserung der harten Arbeitsbedingungen ein, forderte eine angemessene Entlohnung der Arbeiterinnen so wie sie den Männern zukam, Schulbildung für ihre Kinder sowie einen Arbeiterinnen- und Mutterschutz..

So brachte die Zeit der Jahrhundertwende bis zum Beginn der Weimarer Republik Veränderungen für die Frauen, welche beide Bewegungen erreicht hatten und welche für uns heute selbstverständlich sind.

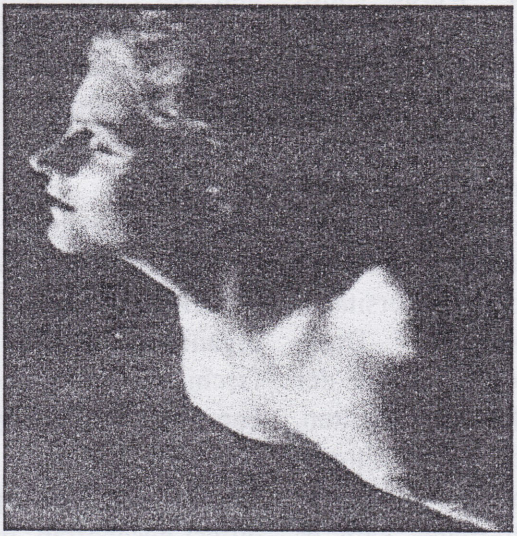
Zwischen 1900 - 1909 wurden in den verschiedenen Ländern den Frauen das Immatrikulationsrecht und 1920 das Habilitationsrecht erteilt. Dies ermöglichte nun den Frauen, vorerst den bürgerlichen, eine höhere Ausbildung in Form eines Studiums. 1908 trat die allgemeine Vereinsfreiheit für Frauen in Kraft und 1918 erhielten sie das Wahlrecht. Da sich die Sozialarbeit zu einem wichtigen politischen Faktor entwickelte, wurde 1919 die Arbeiterwohlfahrt von der SPD gegründet.

Nach dem 1. Weltkrieg stieg die Zahl der Studentinnen an den Universitäten. Trotz der Notzeit wollte die Regierung mit einer Anti- Doppelverdiener- Kampagne die Frauen in Beruf und Familie entlasten und zwang sie dadurch zur Aufgabe ihres Arbeitsplatzes. Die Zentrumspartei lehnte nicht nur eine Geburtenkontrolle ab, sondern sprach sich auch allgemein gegen die Erwerbstätigkeit der Frauen aus. In der Weimarer Republik wurde der BDF immer konservativer und forderte verstärkt die Wahrung der traditionellen Frauenrolle. Und auch die proletarische Frauenbewegung machte ihr Recht auf Familie und Kinder, ohne Erwerbstätigkeit geltend.

Der kriegsbedingte Mangel an männlichen Arbeitskräften, die

hohe weibliche Erwerbstätigkeit, die politischen Wirren der Weimarer Republik, die Änderung der Sexualmoral in eine gewisse Zügellosigkeit, die Forderungen zur Abschaffung des § 218, sowie auch eine hohe Rate an Geschlechtskrankheiten scheinen die anfänglichen Ziele der Frauenbewegung jedoch in eine andere Richtung zu lenken.

Mit Beginn des Dritten Reiches löste sich der BDF sowie auch andere Frauenvereine selbst auf, orientierten sich neu und traten teilweise in die NS – Frauenschaft ein. Seit 1933 wurde die weitere Gründung von Frauenvereinen verboten, denn man versuchte, schrankenlos alle zu integrieren. Frauen wurden erstmals im staatlichen Jugendwesen den Männern gleichgestellt. So wurden die Mädchen zwischen 10 und 16 Jahren im Bund Deutscher Mädel (BDM) und die 17 bis 20jährigen in der Organisation „Glaube und



Schönheit“ zusammengefaßt. Weibliches Ideal der nationalsozialistischen Zeit war die Frau als Mutter und somit die Hüterin des Volkes. Kennzeichnend hierfür ist der bekannte Ausspruch Adolf Hitlers „Die Arbeit ehrt die Frau wie den Mann, das Kind aber adelt die Mutter.“ Da schon während der Weimarer Republik der allgemeine Wunsch nach Mutterschaft und deren staatliche Unterstützung laut wurde, wollte man diesem auch entsprechen. Ziel der NS –Politik war eine Entlastung des Arbeitsmarktes zu Gunsten der Männer, sowie finanzielle und materielle Unterstützung der Mutter und ihrer Familie. Ein soziales Jahr war für jedes junge Mädchen verpflichtend, die Kinderbeihilfe wurde eingeführt, sowie ein Ehestandsdarlehen. Zum Schutz der Mutter zählte das Kündigungsverbot von Schwangeren während der Schwangerschaft bis zu 4 Monaten nach der Geburt. Des weiteren versuchte man eine

gesellschaftliche Gleichstellung der Frau gegenüber dem Mann zu erlangen, in dem man auch uneheliche Kinder fördern wollte und somit auch die nichtverheiratete Frau. Dies scheiterte jedoch an gesellschaftlichen Schranken. 1935 wurde, durch Clara Zetkin bereits in Leben gerufen, der Muttertag gesetzlich eingeführt. 1937 kam es zu einer Verordnung, nach welcher eine Frau einzig auch als solche zu bezeichnen ist. Die Bezeichnung „ Fräulein" wurde somit offiziell als eine Form der Diskriminierung hinfällig. Trotz all dieser Maßnahmen blieb die Zahl der Arbeiterinnen und erwerbstätigen Frauen relativ konstant. Das Habilitationsrecht wurde den Frauen wieder genommen und ihr prozentualer Anteil an den Universitäten auf 10 % beschränkt. Diese Zahl wurde jedoch im Laufe der Kriegsjahre wieder überschritten, da die männlichen Kommilitonen im Kriege waren. Auch während des zweiten Weltkrieges kam es wieder zu einer enormen Belastung der Frau. Sie besetzten wieder die männlichen Arbeitsplätze, kümmerten sich um die Familie und leisteten moralische Unterstützung. Viele taten ihren Dienst an der Front, als Sanitäterinnen, Fernschreiberinnen und Funkerinnen. 1945 standen ca. 500.000 Frauen im militärischen Einsatz.

Nach dem Kriege und dem Zusammensturz des Dritten Reiches entstanden wieder vereinzelt erste Frauenverbände. Bereits 1947 schlossen sich mehrere Verbände zum Demokratischen Frauenbund Deutschland zusammen und 1949 kam es zur Gründung des Deutschen Frauenring e.V., welcher als Dachverband fungierte. Mit der damaligen Teilung Deutschlands und den damit unterschiedlichen gesellschaftlichen Entwicklungen in Ost und West, kam es auch zu einer differenzierten Ausrichtung der Frauenpolitik in beiden Systemen.

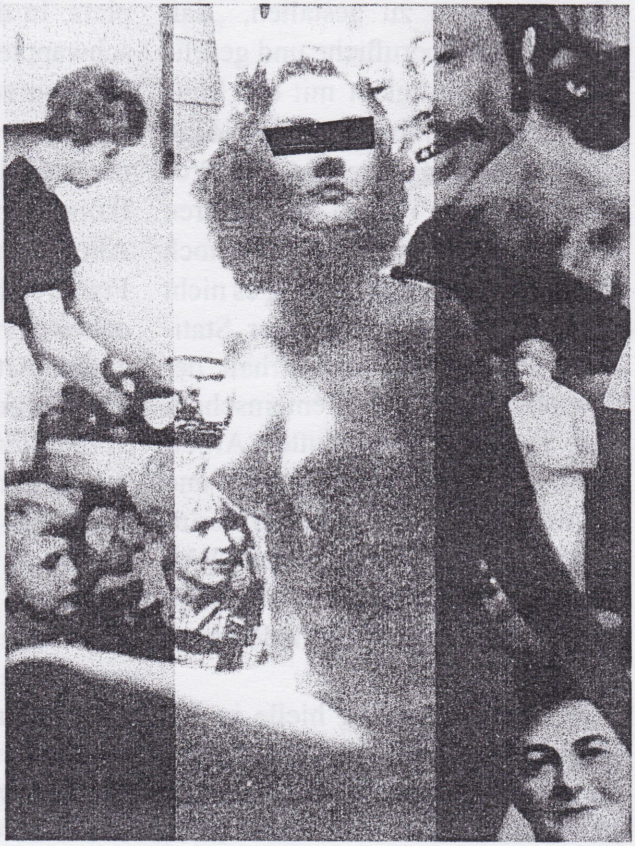
In der ehemaligen DDR waren die Frauen im Demokratischen Frauenbund Deutschlands (DFD) organisiert, welcher aus den antifaschistischen Frauenausschüssen von 1945 hervorging und straff an die SED gebunden war. Kinderkrippen und Kindergärten wurden eiligst geschaffen, um das Kind in der Gemeinschaft großziehen zu können, die Frau zu entlasten und sie somit auch in den Arbeitskreislauf wieder einbinden zu können. Die Frauen in der DDR arbeiteten Hand in Hand mit den Genossen zur Erfüllung der Planwirtschaft. Dem Ehegatten kam es zu, die

Beziehung so zu gestalten, „daß die Frau ihre berufliche und gesellschaftliche Tätigkeit mit der Mutterschaft vereinbaren kann“. Eine Quotenregelung, welche den Prozentsatz von Frauen in höheren Stellen sichert, gab es damals noch nicht, denn schließlich ging es nicht um die Befriedigung einer Statistik, sondern um den Erhalt der Republik und der Gemeinschaft. Die Frau war also Mutter, Arbeiterin und Genossin zugleich und damit ihren westlichen Partnerinnen ein ganzes Stück voraus. Wen wundert da noch die weitläufige Meinung kurz vor der Wiedervereinigung:

„Wiedervereinigung hieße in der Frauenfrage drei Schritte zurück – es hieße überspitzt gesagt: Frauen zurück an den Herd. Es hieße, wieder kämpfen um das Recht auf Arbeit, kämpfen um einen Platz für den Kindergarten, um eine Schulspeisung. Es hieße, vieles mühsam Errungene aufzugeben, statt es auf eine neue qualitative Stufe zu heben.“

So wurde nach dem 2. WK in der Bundesrepublik Deutschland das Bild der nicht-erwerbstätigen Frau in der „heilen“ Welt von Haus und Familie propagiert. Die gesellschaftliche Stellung der Frau wich wieder dem Mann auf dem Arbeitsplatz. In den späten 60iger Jahren schwappte eine Welle der Emanzipation von Amerika auf Europa über und fand breiten Anklang in der damaligen Studentenbewegung. Ikone der damaligen Zeit wurde Alice Schwarzer, welche sich in Frankreich bei der Pariser Frauenbewegung engagierte und mit einem Artikel 1971 im Stern der kleinbürgerlichen Welt ihre Art des „Frauseins“ zeigte. „Mein Bauch gehört mir“ war der Ausruf, der für das Recht auf Abtreibung plädierte und somit die neue Art der Befreiung der Frau vom männlichen Patriarchat machtvoll demonstrieren sollte. Man verzichtete also auf das Frau sein und wollte nun, manns genug, die neue Deutsche Frauenbewegung gebären. Wenn nicht biologisch, dann doch politisch. Die angestrebte moralische Gleichstellung der Frau hatte somit zuweilen recht unmoralische Wesenszüge. So verstanden sich die Studentinnen des SDS als feministische Gegenkultur in Bezug auf die Gesellschaft und sogar auf ihre Genossen. Themen rund um Gesundheitssituation und Sexualität, Gewalt gegen Frauen, sowie Frauen und Familie standen im Vordergrund und arteten zeitweise in Betrachtungen wie; „Unser Feinbild ist weiß, heterosexuell und

männlich" aus. Sexuelle Befreiung ja, sexuelle Ausbeutung nein; Freiheit ja, aber bitte nur für Frauen. Und so zeigte sich die andere Seite der Emanzipation in einem immer mehr dem Konzept der Selbstbefriedigung und dem Ringen um die Vormachtstellung gegenüber dem Feind „Mann" entartetem Wesen. Der berühmte eine Finger zeigte auf den Mann, aber eben drei Finger der gleichen Hand zeigten auf die Frauen zurück, und das hatte man wohl übersehen.



So wollte man gesellschaftliche Strukturen zugunsten von Frau und, soweit noch erwünscht, Familie ändern, ohne dabei jedoch den Ausgleich mit dem männlichen Gegenüber zu suchen. Sie strebten nach der Revolution und blieben doch Kinder der individualistischen Gesellschaft, ihre eigene Weiblichkeit negierend und der Vermännlichung folgend.

Das Dogma der Selbstverwirklichung , hier der Frau, zieht sich wie ein roter Faden von den 60iger Jahren bis heute durch die Geschichte. Und wie schon erwähnt, machten die Frauen mit der Wiedervereinigung eher einen Schritt zurück als vorwärts. Die Zersplitterung in Interessenvertretungen ist in einer individualistischen Gesellschaft zwingend und so ganz und gar gegen das Gemeinschaftsgefühl angelegt. Und da auch das kleine Wörtchen „deutsch" heute schon etwas Anrüchiges hat, schafft man eben

im „Europäischen Deutschland“ Zentren für die Probleme moslemischer Frauen, wendet sich gegen die Steinigung, gegen die Klitorisbeschneidung in Afrika, für eine Erhöhung der Quotensätze, denn es arbeiten nur 11% der Frauen in höheren Positionen; kurz, man wendet sich gegen alle Ungerechtigkeiten die auf dieser patriarchalen Welt gegen die Frauen gerichtet sind. Dabei maßt man sich inzwischen an, mit der eigenen Kultur- und Glaubenslosigkeit und den Meßlatten des sogenannten zivilisatorischen Fortschritts über andere Völker und Kulturen bestimmen zu müssen. Hier zeigt sich ein allgemeines politisch und gesellschaftliches Problem, wo die Frauenfrage nur einen kleinen Teil ausmacht, bzw. nur **ein** weiteres Symptom für den schleichenden geistigen schwarzen Tod des 21igsten Jahrhunderts ist.

Hat die deutsche Frauenbewegung der Neuzeit versagt? Bedarf es ihrer überhaupt?

Daß auch Frauen der Spezies Mensch angehören; kulturelle, religiöse und materielle Werte immer von Menschen hervorgebracht werden, somit also auch von Frauen, sollte uns bewußt machen, daß Mann und Frau gleichermaßen am Sieg und Fall der Gesellschaften beteiligt sind. Die propagandierte Selbstverwirklichung der Frau visierte teilweise immer auch eine Unterdrückung der Männer mit an. Die ganzen rhetorischen Verwirrungen, die sich seit den 70iger Jahren um dieses Thema ranken, machen den Blick für die Realität schwer. Denn es gibt nicht nur Frauen und eben nicht nur Männer, somit sind also keine persönlichen Wünsche der Maßstab, sondern die Gemeinschaft. Der natürlich bedingte Dualismus zwischen Mann und Frau ist der Baustein der Gesellschaft, alles andere sind abstrakte Verirrungen.

Es ist nicht die Frage nach einer Frauenbewegung wirklich wichtig, sondern eher die Frage nach einer Gesellschaft, wo eine einseitige Interessenvertretung der vielseitigen Gemeinschaft weichen muß. Insofern können wir bei der Frauenbewegung wohl eher von einem Mythos sprechen, welcher als Kind des Liberalismus geboren wurde und mit ihm auch wieder verschwindet.

Urd

Im Zuge der V-Mann-Affäre („V“ steht übrigens für „Vertrauen“) wurde viel über den Verrat und den Umgang mit demselben geredet. Und wie immer, wenn viel geredet wurde, wurde viel Unsinn geredet. Betrachtet man die Ergebnisse der Diskussionen, wie denn dem Übel abzuhelfen sei, so hat man die Protagonisten genug gelobt, wenn man feststellt, daß alles gut gemeint war: die Lügendetektoren aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten; die Versicherungen an Eides statt, die berufsmäßige Lügner abgeben sollten; die Ehrenerklärungen von Schurken; die Ausstiegsangebote an Leute, die bestens vom Verrat leben. Man fragt sich, ob dergleichen ernst gemeint war.



Manch einer hat eine Medizin angewandt, die genauso schlimm ist, wie die Krankheit, die angeblich bekämpft wurde: man log um die Lüge zu bekämpfen, man säte Mißtrauen um dem Mißtrauen zu begegnen, schmiedete Ränke um Ränkeschmieden das Handwerk zu legen, verband sich mit Bösewichten um Bösewichten standhalten zu können. Der Hauptmann von Köpenick verlor in seiner Eigenschaft als Parteivorsitzender gar die Beherrschung: zur Belustigung der Journaille beschimpfte er die V-Männer als Schweine.

Was aber stattdessen tun? Wie so oft hilft uns auch hier der Griff zu einem Klassiker. Adolf Freiherr von Knigge schrieb in seinem berühmten Werk „Über den Umgang mit Menschen“ im ersten Buch: „Über den Umgang mit sich selbst“ im Jahre 1788:

„Jetzt werde ich im allgemeinen von dem Betragen gegen Schurken, das heißt gegen Leute, die von Grund aus schlecht sind, reden, obgleich ich dafürhalte, daß - ein bißchen Erbsünde abgerechnet - eigentlich kein Mensch von Grund aus ganz schlecht, wohl aber durch fehlerhafte Erziehung, Nachgiebigkeit gegen seine Leidenschaften oder durch Schicksale, Lagen und Verhältnisse, so verwildert sein könne, daß von seinen natürlichen guten Anlagen fast keine Spur mehr zu sehn ist.

Hier aber kommt es nicht darauf an, wie jemand ein Schurke geworden, sondern wie er, wenn er ein solcher ist, müsse behandelt werden. Leider zwingt uns unsre Lage zuweilen, mitten unter Schurken zu leben und mit ihnen gemeinschaftlich Geschäfte zu treiben, und da ist es denn nötig, gewisse Vorsichtigkeitsregeln nicht aus der Acht zu lassen. Niemand erkennt so leicht das Gute, das in Dir ist, als der, dem dies Gute fehlt.

Würdest Du auch wirklich von Schurken eine Zeitlang gedrückt, so wird doch die Rechtschaffenheit und Konsequenz Deiner Handlungen am Ende siegen und der Unhold bei einer andern Gelegenheit sich selbst die Grube graben. Auch sind die Schelme nur so lange einig unter sich, als es nicht auf männliche Standhaftigkeit ankommt, solange sie im Dunkeln fechten können. Hole aber Licht herbei, und sie werden auseinanderrennen!

Gehe Deinen graden Gang fort. Erlaube Dir nie schiefe Streiche, nie Schleichwege, um Schleichwegen zu begegnen, nie Ränke, um Ränke zu zerstören. Mache nie gemeinschaftliche Sache mit Bösewichten gegen Bösewichte. Handle großmütig! Unedle Behandlung und zu weit getriebenes Mißtrauen können den, welcher auf halbem Wege ist, ein Schelm zu werden, vollends dazu machen, und Großmut hingegen kann einen nicht ganz versteckten Unhold vielleicht auf einige Zeit wenigstens bessern und die Stimme des Gewissens in ihm erwecken. Aber er müsse fühlen, daß Du nur aus Huld, nicht aus Furcht also handelst. Er müsse fühlen, daß, wenn es auf das Äußerste kommt, wenn der Grimm eines unerschrocknen redlichen Mannes losbricht, der kühne, rechtschaffene Weise im niedrigsten Stande mächtiger ist als der Schurke im Purpur.
Was vermag in dem Augenblicke

der äußersten, verzweifelten Notwehr ein feiger Sultan, ein ungerechter Despot, der in sich selbst einen Feind herumträgt, der ihm immer in die Flanke fällt, gegen den Niedrigsten seiner Untertanen, der ein reines Herz, einen hellen Kopf, Unerschrockenheit und gesunde Arme zu Bundesgenossen hat? Es ist unmöglich, sich von gewissen Leuten geliebt zu machen, und da kann es nicht schaden, wenn diese uns wenigstens fürchten."



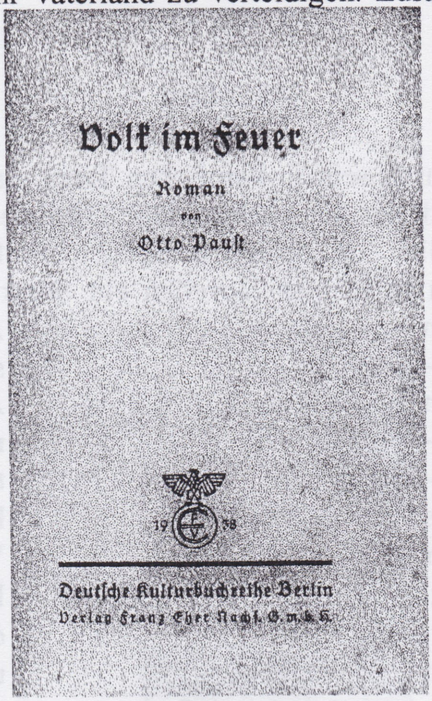
Udal



OTTO PAUST

„Volk im Feuer"

Der Erste Weltkrieg in all seinen Facetten ist Inhalt dieses Buches. Lebendige Bilder dieser Zeit führen uns zu den Kriegsschauplätzen, in die Heimat, zu den Menschen. Aus allen Schichten, aus allen Altersgruppen, aus den verschiedensten politischen Ansichten heraus strömen sie an die Front um ihr Vaterland zu verteidigen. Zusammengewürfelt zu



einer Kompanie, werden sie zu einer Kameradschaft, die sie Niederlagen erleiden läßt, sie Schmerz und Freude teilen läßt und sie zu einem Gefühl, fern von Deutschland, in eine neue Art der Heimat hineinwachsen läßt. Wir erleben den Kampf, wir lernen die Schicksalsträger kennen und immer wieder wenden wir auch unseren Blick nach Deutschland, in die Heimat, die doch nun keine mehr ist. Hin und her gerissen zwischen Gevatter Tod an der Front und der aufgeputschten deutsche Masse daheim, sucht der Soldat nach Sinn und Ruhe und findet sie in der

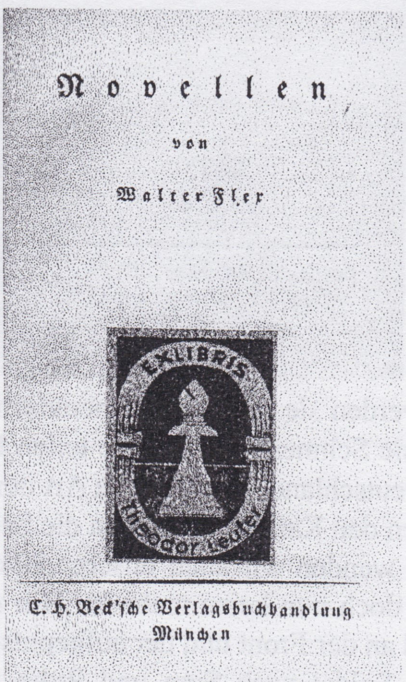
Kameradschaft. Trotz aller Zweifel, aller Lügen, aller Verluste und der schmachvollen Niederlage lebt Deutschland als ein alles verbindendes Banner in ihren zerstörten Seelen.
Der Eintritt in das Freikorps gibt den Soldaten ihre Gewissenspflicht zurück und läßt uns unseren Streifzug durch die Geschichte nach 5 Jahren beenden.

Urd

WALTER FLEX

„Novellen"

Groß kann der Mensch sein in heroischen Taten, und oft ist es nicht nur Krieg und Elend, das ihn wachsen läßt. Oft ist es das Leben in all seinen kleinen Zellen, in seiner anmutigen Einfachheit. Und so erzählt dieses Buch in kleinen Novellen ein Stück Leben, fern von großen historischen Augenblicken, aber immer den Menschen im Spiegel der gesellschaftlichen Änderungen. Nicht das alles zermalmende Räderwerk der Geschichte gestaltet hier den Menschen, sondern das kleine Individuum zeigt sich in seiner Vielheit und formt seine Umgebung. Das oft Allzumenschliche, das Kleine tritt hier in den Mittelpunkt und wird groß.



Urd

„Halleluja - Die Geschichte der USA“ von Joachim Fernau

ISBN 3-548-23065-2 Preis: 7.95 EUR.

Der Autor gibt mit diesem Buch nicht gerade eine Liebeserklärung ab, sondern beleuchtet die Entstehung der Vereinigten Staaten bis in die jüngste Vergangenheit eher kritisch und geht somit den Weg in Richtung Wahrheitsgetreue Geschichtsschreibung, was nicht immer leicht ist, da die Wahrheit hart und bitter ist.

Fernau gelingt es durch seinen Schreibstil, die Geschichte so wieder zu spiegeln, als ob man selbst mittendrin wäre. Dadurch möchte der Leser am liebsten das Buch nicht mehr aus der Hand legen, und von der ersten bis zur letzten Seite durchlesen.

Raban Otward v. Widuwalt



Am 09.03. lud der Vorsitzende des munteren NPD-Landesverbandes von Schleswig-Holstein, Peter Borchert, Interessierte zu einem „Kongreß der Wahrheit“ in den Großraum Berlin. Bescheiden gab der Gastgeber auf der formellen Einladung bekannt, daß lediglich für 150 Personen Platz vorhanden sei, inklusive ZDF-Unterstützung war es dann kein Drittel der erhofften Kapazität.

Die Liste der angekündigten Diskutanten versprach dennoch einen aufregenden Nachmittag, vorausgesetzt freilich, sie wären denn auch erschienen. So waren schlußendlich nur St. Hupka, G. Deckert, Ch. Worch, H. Mahncke sowie der Einladende bereit, sich der Diskussion zu stellen. Der ebenfalls angereiste Jürgen Schwab übernahm - alles braucht seine Ordnung - die Leitung der Debatte. Wenngleich den Herren der Mißerfolg ihres Vorhabens leicht anzusehen war, gaben sie sich dennoch Mühe, gefaßt und trotzig dem Unausweichlichen zu begegnen. Einzig Jürgen Schwab, so schien es, blieb als Realist aller unnützer Hoffnung ledig.

Einleitend tat Borchert die ihm bekanntgegebenen Gründe des Fernbleibens der eingeladenen Prominenz kund. Beispielsweise sollen Voigt und Mahler angegeben haben, es als befremdlich zu empfinden, nicht persönlich und per Fernsprecher um Teilnahme gebeten worden zu sein. Die Anwesenden des Kongresses, man wird es ahnen, waren ob dieser Eitelkeit den Buhrufen nahe. Holger Apfels Begründung habe ich leider vergessen und Eisenecker hatte kurzfristig dienstlich zu tun, usw. usf.

Heinz Mahncke, der, nach eigenen Angaben, verkannte Schriftsteller, hielt eine „kulturpolitische Grundsatzrede“. Inhaltlich ging es ihm dabei um Anekdoten seines aktivistischen Lebens. Ferner zitierte er Absätze aus Felix Dahns „Ein Kampf um Rom“ um historische Wesensverwandtschaft (eine mir mittlerweile als verbannungswürdig erscheinende Wortkomposition) zwischen dem imperialen Rom und Amerika, Theoderichs Goten und den Nachkriegsdeutschen zu skizzieren. Rom und der Gotenkönig sind lange tot, Gottes eigenem Land und uns Deutschen prophezeit man das nahe Ende.

In der Diskussion selbst gab sich G. Deckert, wie stets, selbstbewußt. Der ehemalige Parteivorsitzende der NPD vor Voigt wies auf seine, wie er selbst meint, hervorragenden Leistungen der eigenen langjährigen politischen

Aktivität hin. Gewichtigen Anteil seiner Äußerungen beanspruchte die Spitzelaffäre seiner ehemaligen Partei. Wie auch immer. Deckert jedenfalls machte seinen Standpunkt deutlich, beschimpfte den jetzigen Parteivorstand und nannte Worch einen selbsternannten eitlen Anführer der Spaßfraktion, welche eigentlich unnütz und unpolitisch ist. Nachher freilich verkaufte er an ebendiese Spaßfraktion seine mitgebrachten Poster und Druckerzeugnisse aus der vergangenen heilen Welt der Wikinger, war versöhnlich und gab sich weltmännisch. Allein die westdeutsche Logik eines gescheiterten Unternehmers ermöglicht es Deckert, tatsächlich an sein imaginäres Wunderwerk vergangener Jahre unbeirrt zu glauben.

Christian Worch, der narzißtische Rhetoriker der Straße, dosierte seine Kommentare wohl und ließ die Wenigen jedesmal beifallspendend explodieren. Derjenige, welcher politische Analysen und Visionen erwartete, wurde von ihm wie gewohnt enttäuscht. Als wohl charismatischster Führer der allmonatlich aufmarschierenden Kolonnen und sympathischster Politiker (weil politikabstinent) darf der redegewandte Worch („der geistige Vordenker der radikalen Neonazis" /SPIEGEL) auf keiner außerparteilichen, groß angelegten Versammlung fehlen. Trotzdem bleiben seine Stärken unbestritten auf der Straße, denn wer sonst brächte es wohl fertig, Leipziger Politiker und Theologen soweit zu fanatisieren und der Lächerlichkeit preiszugeben, daß diese sich die Parole: “Wir sind das Volk!“ patentieren, also rechtlich schützen lassen wollen.

Als letztes vor der angekündigten Gedenkfeierlichkeit sprang Steffen Hupka mit einem Beitrag als Ersatz ein. Symbolisch wohl für die schwachen, aber dennoch enttäuschten Hoffnungen an diesem Tag referierte er über Kadergeist und Führertugend, als wolle er den Parteivorstand nachträglich über seine Defizite belehren. Verständlich sind natürlich gerade auch vor dem Hintergrund der beim Bundesparteitag gesetzten Zeichen die Reaktionen. Immerhin entschlummert die Arbeit und die Mühen der letzten Jahre im großen Dunkel der Bedeutungslosigkeit.

Man mißverstehe bitte das Geschriebene nicht als Gezeter, sondern als selbstkritischen Beitrag. Denn gerade die Selbstkritik scheint neben der Selbstironie gerade den politischen Kräften außerhalb der NPD völlig abhanden gekommen

zu sein. Die Partei selbst verfügt wenigstens noch über die Gabe, über sich selbst zu lachen, dies allerdings grotesk übersteigert bis hin zur Lächerlichkeit.

Die oftmals ernüchternde Frage, was man selbst anders tun würde, bleibt hier graue Theorie. Man darf durchaus den Mut zum Pessimismus haben – zumindest in der Gegenwart, denn absehbar ist keine Tendenz zur Vernunft zu erwarten. Bereits die neuen Keime beginnen doch nur wieder unter den alten, unglücklichen Stigmen. Weshalb sonst muß eine Partei, welche sich selbst erst wieder per Beschluß fest in den demokratisch verstrahlten Sumpf versenkt und sich im Namen der Pöbelrepublik kasteit, pompös als „feindliche Organisation“ deklariert werden? Es ist an der Zeit, altes, unbewährtes endlich zu zerbrechen, neue Wege zu gehen. Widerstand zu leisten ist richtig, doch Widerstand macht doch erst dann wirklich Sinn, wenn ich ihn geistig schon überwunden habe, denn er kann nur ein Hilfsmittel zur Erreichung eines Zieles sein, niemals aber Selbstzweck. Doch genau den Zustand haben wir – die Popkultur des Widerstandes.



Sozial-humoristische Postkarte einer Initiative „Ein Mahnmal für Dessau“ aus Sachsen/ Anhalt

Seit Wochen geplant, fand vom 03. bis 05. Januar nun unsere dreitägige Winterwanderung statt.
Mit etwas Verspätung holten wir unseren Wanderfreund aus Dresden ab, welcher schon auf uns wartete. Zeitlich waren wir mal wieder viel zu spät dran. Wir wollten noch schnell ein paar Fackeln kaufen, um in der Dunkelheit auf dem rechten* Weg zu bleiben.



Mit all dem Wanderzeug, welches nun endlich komplett war, fuhren wir in die Tiefen der Sächsischen Schweiz.
Über Königstein und Bad Schandau kamen wir ins Kirnitzschtal, von da ging es bis nach Hinterhermsdorf, wo wir nichts Geeignetes zum Parken fanden, also zurück. Irgendwo fand sich ein Platz, um den Pkw abzustellen. Nun hieß es, die Rucksäcke auf und weiter zu Fuß.
Als wir einige Minuten unterwegs waren, stellte man fest, daß es schon 21 Uhr ist. Wir beschlossen, zum Hinteren Raubschloß zu laufen. Ungefähr nach einer Stunde war das Ziel erreicht. Jetzt mußten das Gepäck und der Hund zur ersten Zwischenebene über die total vereisten Treppen und Leitern gebracht werden.
Die Schlafstelle wurde eingerichtet, sowie ein kleines Feuer entzündet. Hier erwiesen sich die mitgebrachten, ausgedienten Weihnachtsbäume als sehr hilfreich. Das Feuer und der Tee wärmte uns alle gut auf, danach bereitete man sich zum Schlafen vor. Es war ca. 0.30 Uhr, und die Temperatur betrug nach unseren Schätzungen -15°C.
Am 2. Tag ging es früh, nachdem das ganze Gepäck zusammengeschnürt war, erst einmal die weiteren Leitern und Treppen nach oben. Hier gab es einen morgendlichen Blick über den Nationalpark - unsere Heimat! Danach liefen wir zurück zum Pkw, um eine Gastwirtschaft aufzusu-



chen, da man sich mit einem weiteren Wanderkameraden verabredet hatte.

In der Gastwirtschaft angekommen, wurden wir herzlichst von der verwirrten Wirtin aufgenommen. Es wurde sogar ein Tisch für uns geräumt und Kampfschnauze, die Bedienung wurde so von uns liebevoll bezeichnet, bediente uns ganz zu unserer Zufriedenheit.

Nach kurzer Zeit kam der Wandergeselle, und wir fuhren nach Hinterhermsdorf, stellten die PKWs ab und liefen sofort wieder los.

Die Wanderroute ging über den Königsplatz (hier machten wir eine kurze Pause, studierten die Karte und genossen die Aussicht) zur Hohstraße. In der Nähe der Rabensteine machten wir Rast (man sah sich ein wenig in der Gegend um und entdeckte noch einen Grenzstein aus DDR-Zeiten). Weiter ging es über den Brückengrund und Königsjagdweg (es wurde langsam dunkel) zum Altarstein. Von dort nahmen wir über den Stimmersdorfer Weg und die Brücke Anlauf zum Lindigtgründel, wo einige Höhenmeter zu überwinden waren.

Wir waren alle froh den Lindigtgründel geschafft zu haben, da es nicht nur die Höhenmeter waren, welche einen Energie raubte, es kam noch der Schnee dazu, welcher knapp einen halben Meter tief war.

Endlich hatte man die Lindigthöhle erreicht, und die letzten 300 Meter war auch der Weg geräumt.

In der Höhle war es, als hätte man uns erwartet. Da war gehacktes Holz, und die Feuerstelle war auch bestens mit einem Dreibein und Sitzmöglichkeiten vorbereitet. Am Feuer konnte man sich nun endlich aufwärmen, denn es war verdammt kalt. Selbst unser Vierbeiner Ragna zitterte am ganzen Körper. Als wir uns satt gegessen

hatten, wurde noch tiefgründig über allerlei Dinge gesprochen. Man tauschte Lebenserfahrungen aus und kräftigte den Gedanken, in naher Zukunft wieder eine solche Wanderung zu unternehmen. Es ward spät geworden und wir richteten uns unsere Schlafstätte ein. Ich zu meinem Teil habe bestens geschlafen, trotz dieser A....-kälte.

Tags drauf am Sonnabend morgen orakelte unser „Hellseher“, daß wir bei Kampfschnauze noch einen Kaffee trinken. Die Weissagung sollte sich nicht erfüllen, da das Wirtshaus erst 11.30 Uhr öffnete.

Wie gesagt, es war Sonnabend morgen, und wir packten unsere Sachen zusammen, um in Richtung Parkplatz zu laufen. Es war ein herrlicher Morgen, der Schnee glitzerte in der Sonne und wir hatten einen schönen Ausblick. Nach 2 bis 3 Stunden Fußmarsch kamen wir am Pkw an, noch schnell ein Foto von der Gruppe und auf zum Kaffeetrinken. Die erste Möglichkeit, welche sich bot (Kampfschnauze) hatte noch geschlossen. Es ging weiter nach Sebnitz, wo wir ein Restaurant fanden. Dort machten wir es uns noch für ein paar Stunden gemütlich bei einem köstlichen Frühstück. Danach trennten wir uns.

Heilfroh aus Sebnitz lebendig herausgekommen zu sein, ohne gleich ertränkt zu werden vom



ortansässigen braunen Mob**, fuhren wir nach Hause. Aus der Öffentlichen Presse erfuhren wir am nächsten Tag, daß es die letzten Tage am kältesten gewesen ist. Man verzeichnete (Morgenröhte-Rautenkranz) Minus 26,6 Grad am Freitag früh, den bisherigen sächsischen Kälterekord dieses Winters. - Welch Kerle wir sind!!

* Ich hoffe doch, daß man nicht gleich in eine bestimmte Schublade gesteckt wird. Wir möchten uns hiermit gleich von allem und jedem distanzieren. Wir sind gütigste Gutmenschen!!

** Ein bißchen Spaß muß sein... .

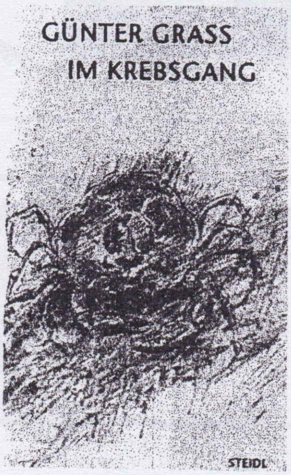
Raban Ottward v. Widuwalt



Mit seinem jüngsten Roman „Im Krebsgang“ hat der deutsche Schriftsteller Günter Grass („Die Blechtrommel“, „Hundejahre“, „Die Rättin“) einmal mehr seine Unberechenbarkeit, diesmal tatsächlich, unter Beweis gestellt. In seinem neuen Werk nämlich spinnt er die Tragödie der Vertreibung der deutschen Ostbevölkerung zu dem Stoff, von dem wenig später die Gesinnungspolizisten sagen werden, er relativiere das Leid der Holokaustopfer und –Überlebenden. Gegenstand und Motiv des Buches ist die Geschichte des Kraft Durch Freude- Dampfers „Wilhelm Gustloff“, der, beladen mit Tausenden Flüchtlingen auf dem Weg nach Westen, in der Ostsee von russischen Torpedos attackiert und mit einem >Reingewinn< von über 9000 zivilen Toten versenkt wurde. Dieser nicht unwesentliche Akt der Roten Armee zur >Befreiung< Deutschlands vom Hitlerfaschismus und die anderen Verbrechen, die der deutschen Bevölkerung in den östlichen Gebieten während der lang geplanten und bestialisch vollendeten Vertreibung angetan wurden, galten im >befreiten< Nachkriegsdeutschland als lästiger, muffiger Ballast.



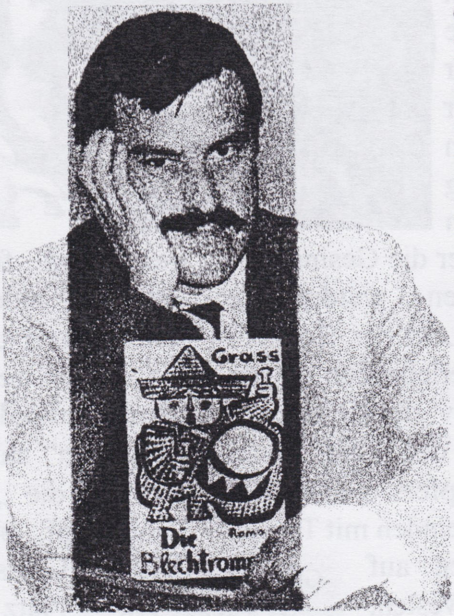
Dennoch kommt der Autor, entgegen der Meinung der Literaturkritik, dem Zeitgeist und freilich sich selbst entgegen, indem er die Handelnden verzerrt und klischeebehaftet ins Finale treten läßt. Natürlich, damit verhindert er, daß ihm die „Falschen“ auf die Schulter klopfen und die „Richtigen“ auf den Hinterkopf, obwohl sich Günter Grass längst um seinen Platz in der marmorierten Walhalla der „Rechtsgestrickten“ gebracht haben dürfte. Erinnert sei besonders an das Lebenswerk des Künstlers der ehemaligen Gruppe 47, das nachkriegsdeutsche Pendant der spanischen Gruppe 98, in der sich so um deutsche Literatur verdiente



Ehrenleute wie Reich-Ranicki, Enzensberger, Bobrowski, Böll, Guggenheimer, Hildesheimer usw. die Klinke in die Hand gaben.

Wer jedoch in dem Buch einen mit sich ringenden- oder gar einen versöhnlichen Grass entdeckt haben will irrt gewaltig. „Wer an Deutschland denkt, muß Auschwitz mitdenken" so der Schriftsteller im Jahre 1990. Wir geben die Mahnung jetzt zurück und ergänzen: "Wer an Deutschland denkt, muß Auschwitz mitdenken. Nur denken muß er!"

Unabhängig davon, ob durch den Tabubruch der Literatur, Verbrechen an den Deutschen zu thematisieren, ein Holokaust (nicht judaisierte, griechische Schreibweise) relativiert oder mathematisch überboten wird, die Historie läßt sich davon nicht beeindrucken. Die Geschichte der Verbrechen der Alliierten wird dank solcher Fragmente endlich diskutiert werden können um damit die Tragödie des 20. Jahrhunderts besser zu verstehen – noch kleinlaut und verstohlen zwar, sehr bald aber selbstbewußt und unbefangen. Ein neuer Reibungspunkt ist geschaffen.





Im letzten Jahrhundert wurde der Menschheit deutlich, wie sehr sie sich abhängig gemacht hatte von lebensfremden Ideologien, Industrialisierung und wissenschaftlichen Fortschritts. Millionen Menschen verloren ihr Leben, ihren Glauben und ihre Heimat. Zwischen dem seelischen Morast standen jedoch immer Menschen, die sich den inneren Glauben an Schönheit und Natürlichkeit bewahrten- entgegen der Mehrheit ihrer Zeitgenossen, die dem technisierten Ungeist wehrlos ausgeliefert waren.

Einer dieser Menschen war Wilhelm Petersen. Am 10. August 1900 wurde er in Elmshorn als Sproß einer traditionsreichen, verwurzelten Familie geboren. Mütterlicherseits entstammte Petersen einer Schifferfamilie aus dem Elbmarschen, die in Wedel- Blankenese wirkte. Durch seinen Vater, Jürgen Jakob Wilhelm Petersen stammt er von einer dänischen Familie ab, die sich in Elmshorn unter Christian VII. niederließ. Ab 1906 besucht der junge Wilhelm Petersen die Schule in Elmshorn. Zum Schulunterricht kommt eine Ausbildung hinzu, die ihn noch mehr prägen wird: Er begleitet regelmäßig seinen Großvater Hans Hinrich Hinz auf See, an Bord der „Paradies“, ein kleiner Küstensegler, der damals zur Stadtflotte gehört.

Das Kind läßt früh seine künstlerische Veranlagung erkennen. Erste Zeichnungen gehen auf das Jahr 1906 zurück. 1910 malt er das Portrait seines Großvaters, 1912 das eines Klassenkameraden.

Im Jahre 1912 zieht die Familie nach Hamburg. Während der Vater versucht, ein Gemüsegeschäft zu betreiben, besuchen Wilhelm und sein älterer Bruder Hans Hinrich die Volksschule. Das tägliche Leben ist so beschwerlich, daß die Kinder abends als Kegeljungen arbeiten müssen. Im April 1916 kommt er- vor allem mit Unterstützung der Mutter- in das berühmte Kunstgewerbeatelier des Malers Peter

Gustaf Dorèn, dessen bester Schüler er wird. Zeitgleich besucht er die Kurse der Hamburger Kunstgewerbeschule.

Ebenfalls in dieser Zeit schließt sich Wilhelm der Jugendbewegung an, die sich seit Anfang des Jahrhunderts überall in Deutschland entwickelt hatte. Heimabende und Wanderungen sind Hauptbestandteil der bündischen Gruppen, die sich als Erbe des Wandervogels verstehen.



Der Krieg, der jetzt in ganz Europa wütet, nimmt ihm die Möglichkeit, eine Kunstakademie zu besuchen - er wird seine Ausbildung autodidaktisch abschließen. 1918 beschließt Petersen, sich freiwillig als Siebzehnjähriger zum Kriegsdienst zu melden. Er schließt am 20. April die Notprüfung als Malergeselle ab. Im Juni wird er dem 76. Infanterieregiment von Hamburg zugeteilt. Petersen wird den Schützengrabenkrieg jedoch nicht erleben, da mit Abschluß der Kasernenausbildung der Krieg sein Ende fand. Im Dezember 1918 wird er aus dem Heeresdienst entlassen. Nun beginnen in Deutschland die wüsten Zeiten der Revolution. Er schließt sich der Freikorps- Brigade Ehrhardt an. In dieser Zeit vergißt er trotz der hektischen, bewegten Zustände seine Malerei nicht. Ein interessantes Selbstbildnis als Freikorps-Angehöriger ist erhalten.

Nach dem Freikorps-Abenteuer weiß der 20-jährige Petersen nicht recht, was nun werden solle. Durch Beziehung erwirkt er eine Stelle als Restaurator von Ahnengemälden auf dem Schloß der Fürsten Carolath-Beuthen in Neusalz an der Oder, nahe dem schlesischen Glogau. Dort lernt er zahlreiche Persönlichkeiten kennen. Später wird er Mitglied im Detroit- Art-Club. 1922 kehrt der junge Maler nach Holstein zurück und wird

Restaurator auf dem Gut der Grafen Kielmansegg in Seestermühe bei Elmshorn.

In der Folgezeit steht sein Stil noch nicht fest und er probiert sich in den verschiedensten Techni-



ken: Kreide, Bleistift, Kohle, Aquarell, Öl. Außerdem macht er einige Holzschnitte: „Der alte Fritz“, „Altholsteiner“, „Madonna Botticelli“. „Schiffe“, Bildnisse von Henrik Ibsen, Baron von Manteuffel- Katzdangen, usw..

Petersen geht seiner Leidenschaft dem Reisen nach, wobei ihm besonders der Norden anzieht. In Skandinavien entstehen Zeichnungen und Aquarelle mit eindeutig expressionistischen Einfluß. In dem 1925 erscheinenden Buch „Lappensommer“ übernimmt er die Illustration. Nun wendet er sich dem Süden zu und besucht Bayern, Tirol und Österreich. Dort fehlt im allerdings das Salzwasser, der Teergeruch und die Schiffe. Zurück in Holstein ändert er seinen Malstil ab, so daß Alfred Kamphausen 1975 sagen wird, Petersen wäre der berechtigte Nachfolger des Niederländers Peter Breughel. In dieser Schaffensphase entsteht der „Walfisch von Krückau“ (1925 - 1927), welches heute im Besitz der Kieler Kunsthalle ist.

Am 24. April 1926 heiratet Wilhelm in Berlin die Freiin Frigga von Vietinghoff- Scheel, die er auf einer Schiffsreise durch Skandinavien kennen lernt. 10 Jahre später wird die Ehe allerdings wieder geschieden. Aus dieser Ehe gehen die Töchter Elke und Mareen hervor.

Im Jahre 1928 wendet sich Ernst Jünger („In Stahlgewittern“) an ihn, um zwei von diesem herausgegebene Sammelbände illustrieren zu lassen. Von nun an macht Petersen zahlreiche Illustrationen für Zeitungen wie die „Berliner Morgenpost“ und diverse Romane. Gleichzeitig arbeitet er für Ullstein und Propyläen sowie für andere Verleger, insbesondere als Illustra-

tor einer Reihe von Kinderbüchern im Stuttgarter Verlag des Karl Thienemann.

Ab 1930 widmet sich Wilhelm Petersen der Darstellung seiner Familie und Landschaftsbildern („ Min Moder“, Min Vader“, „Grotmoder“). Durch seine Werke schildert er die eigentliche Welt Frieslands und Holsteins mit ihren Handwerkern, Bauern und Seeleuten, mit ihren schwarzen Trachten und dem Schmuck, der aus der Bronzezeit zu stammen scheint, mit ihren Waterkant- Landschaften, wo Land, Meer und Himmel ineinanderfließen.

Der Beginn der dreißiger Jahre markiert eine schicksalsschwere Wendung in Petersens Leben. Durch seine Beziehung kommt er in Berührung mit Kunstzirkeln, die nationalsozialistisch dominiert werden. 1934 stellt Petersen vier Bilder auf der Ausstellung der NS- Kulturgemeinde in Berlin vor. Später kommt er zum Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte. Dessen Vorsitzender Reinerth bemüht sich um eine vorurteilsfreie Darstellung germanischer Frühgeschichte und bitte Petersen, so detailgenau wie möglich eine Reihe von Gemälden anzufertigen. Hiernach beginnt er mit seinem „Nibelungenzyklus“: „ Brunhilds Abschied von Isenstein“, „Der Heerrufer“, „Hagen und die Rheintöchter“, „Die Nibelungenfahrt nach Isenstein“, „Kriemhild auf der Treppe“, „Im Kampf mit den Hunnen“, „Zug der Nibelungen“, usw. Andere Werke erinnern



an die nordische Mythen- und Religionswelt: „Thor fährt über Midgard“, „Sigyn und Loki“, usw.

Mit der großen Wanderausstellung 1936/ 37, die ausschließlich ihm gewidmet ist, wird Petersen eigentlich erst berühmt. Die Ausstellung ist eine erste Retrospektive seines Werkes, die die Bilder der Jahre 1924/ 25 bis zu den Malereien des „Nibelungenzyklus“ umfaßt. Thilo von Trotha, Mitar-

beiter Rosenbergs lobt Petersen als schöpferisch Unbefangenen.
1939 wird Wilhelm Petersen zum Waffendienst wiedereinberufen. Während des Polenfeldzuges macht er zahlreiche Skizzen, die später in den Zyklen „Totentanz in Polen" und „Ich male den Tod" für Aufsehen im Propagandaministerium sorgen. Die ergreifenden Bilder stellen polnische Frauen und Bauern dar, Flüchtlinge, Gefangene und Gefallene. Eine tiefe Traurigkeit produziert sich in diesen Werken. Sie befinden sich ebenfalls noch immer in der Kieler Kunsthalle. Ab dem Frankreichfeldzug wird er Kriegsberichterstatter der Waffen-SS, in der er den Rang eines Hauptsturmführers erreicht.



Nach dem Ende des 2. Weltkrieges wurde Petersen- gerade aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt- infolge einer Anzeige verhaftet. In erneuter Gefangenschaft erfährt er den Tod seiner Tochter Andrea (an Diphtherie gestorben). Nach mehreren Monaten Verhör wird er endlich entlassen- nicht der geringste Anklagepunkt konnte aufrecht erhalten werden.
Ab 1948 arbeitet er wieder für verschiedene Lokalzeitungen. In den 50iger Jahren spezialisiert er sich als Illustrator zunehmend für Kinder- und Jugendbücher und kann seiner Neigung zu Seemannsgeschichten, für Abenteuerzählungen und Sagen freien Lauf lassen. Die Firma Kölln-Flocken beauftragt ihn mit der Gestaltung von Klebebildern für ein Sammelalbum. Allgemein bekannt dürften die Figuren Igel Mecki und Charlie Pinguin aus der Springer-Zeitschrift „HÖR ZU" sein, die Petersen später sogar in dreizehn Alben verewigte.

Zu Petersens 75. Geburtstag veranstaltete die Stadt Elmshorn eine Ausstellung mit seinen Werken in ihrem Rathaus. Diese Ausstellung lockte über 3500 Besucher an. Sie umfaßte 129 Werke.
Ab 1977 setzt sich Petersen zur Ruhe, da eine altersbedingte Erblindung sich einsetzt.
Am Nachmittag des 22. Mai 1987 stirbt Wilhelm Petersen, völlig erblindet, im Alter von sechsund-

achtzig Jahren in Elmshorn.

Die Welt, die er sein Leben lang bewohnte, ist weitgehend die Welt seiner Kindheit geblieben, und gleichermaßen blieb er stets ein heimatverbundener, bodenständiger Mensch. Ebensowenig änderte er aus opportunistischen Überlegungen seine Art zu malen, er widerstand allen Einschüchterungen und gab niemals auf, er selbst zu sein. Er war Künstler sogar in seiner Denkungsart und seiner Weltsicht, er war niemals Politiker oder Ideologe.



[Diesem Lebensbild liegt das Buch von Uwe Christiansen und Hans Christian Petersen: ***Wilhelm Petersen, der Maler des Nordens*** *zugrunde. Erschienen im Grabert Verlag Tübingen 1993* ***ISBN 3-87847-124-6****]*



Dem Unrecht begegnen!

Wir als Junge Landsmannschaft Ostpreußen werden, wie jedes Jahr, zum 8. Mai einen Vertriebenenzug nachstellen, um damit an das Unrecht der verbrecherischen Vertreibungspolitik der Alliierten zu erinnern. Alle Teilnehmenden sollten in Kleidern erscheinen, wie sie damals von den Vertriebenen getragen wurden, und nach Möglichkeit typische Utensilien wie Handwagen, Koffer und ähnliches Gerät mitbringen.

Treffpunkt:	Anfang Prager Straße (Ecke Baustelle/ Hauptbahnhof)
Uhrzeit:	17.30 Uhr
Infotelefone:	0174/ 4 63 22 88
	0175/ 1 43 48 57 (Bitte am Vortag abhören)
Weltnetz:	www.jlo-sachsen.de
Postfach:	500 208 - 01032 Dresden

ViSdP: Sven Hagendorf

Laßt euer Recht nicht ungeahndet von anderen mit den Füßen treten! Wer sich unter seinesgleichen zum Wurm macht, da ihn doch Gott zum Menschen schuf, muß sich nicht wundern, wenn man ihn nachher als Wurm behandelt und ihn unter die Füße tritt.

Immanuel Kant

Junge Landsmannschaft Ostpreußen

Der heilige Voigtosius - so wird berichtet -
Hat endlich ganz auf die Welt verzichtet,



Ist tief, tief hinten im Wald gesessen,
Hat Tau getrunken und Moos gegessen,
Und sitzt und sitzt an diesem Ort,
Und betet, bis er schier verdorrt
Und ihm zuletzt das wilde Kraut
Aus Nase und aus Ohren schaut.

Er sprach: „Von hier will ich nicht weichen,
Es käm' mir denn ein glaubhaft Zeichen!"

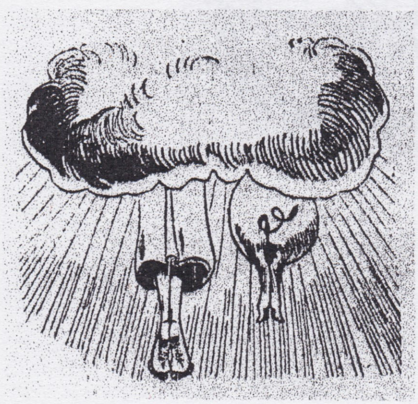


Und siehe da! - Aus Waldes Mitten
Ein Apfelschwein kommt dahergeschritten,
Das wühlet emsig an der Stelle
Ein Brünnlein auf, gar rein und helle.
Und wühlt mit Schnauben und mit Schnüffeln
Dazu hervor ein Häuflein Trüffeln.



Der heilige Voigtosius, voll Preis und Dank,
Setzte sich nieder, aß und trank
Und sprach gerührt: „Du gutes Schwein,
Du sollst nun ewig bei mir sein!"

So lebten die zwei in Einigkeit
Hienieden auf Erden noch lange Zeit,



Und starben endlich und zusammen zugleich,
Und fuhren zusammen vors Himmelreich. -

„Au weih geschrie'n! ein Apfel, ein Schwein!"
So huben die Juden an zu schrei'n.

Und auch die Türken kamen in Scharen
Und wollten sich gegen das Schwein verwahren. -

Doch siehe! - Aus des Himmels Tor

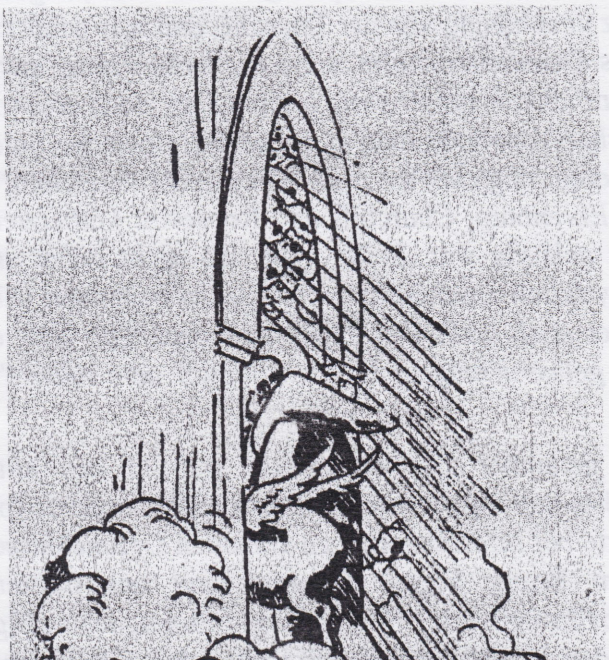


Tritt uns're liebe Frau hervor.

Den blauen Mantel hält die Linke,
Die Rechte sieht man sanft erhoben

Zum freundlich-ernsten Gnadenwinke,
So steht sie da, von Glanz umwoben.

„Willkommen! Gehet ein in Frieden!
Hier wird kein Freund vom Freund geschieden.
Es kommt so manches Schaf herein,
Warum nicht auch ein Apfelschwein!"



Da grunzte das Schwein, die Englein sangen,
So sind sie beide hineingegangen.

- Nicht zuletzt dank solch hervorragender Systemblätter wie dem SPIEGEL, Fernsehtribunale wie die Sendung KONTRASTE und weltweit operierender Kopfgeldjäger- und Diffamier-Banden wie dem Wiesenthalzentrum, soll jetzt der 93jährige ehemalige SS-Führer Friedrich Engel in Hamburg als Kriegsverbrecher angeklagt werden. Zur Last wird ihm die Erschießung von 59 Italienern gelegt, die nach Kriegsrecht als Antwort auf einen Partisanen- Überfall auf das Soldatenkino „Odeon" in Genua, dem deutsche Soldaten zum Opfer gefallen waren, angeordnet wurde. Ganz unabhängig von der Tatsache, daß hier wieder einmal deutsches Denunziantentum seine ekelhafte Fratze unverhohlen der Öffentlichkeit präsentiert, erscheint es doch recht merkwürdig, welcher Vorwände man sich bedient, deutsche Soldaten zu diffamieren, obgleich sie nach Kriegsrecht handelten, welches den von Ehrenburg, Churchill und Roosevelt Verhetzten wohl nicht ganz geläufig war. Sollte man sich nicht lieber an die halten, die wirklich abscheuliche Verbrechen begangen haben und dies immer noch tun?! Der 93jährige Angeklagte sieht der Verhandlung gelassen entgegen: „Ich will mich dem stellen".

- Seit geraumer Zeit entwickeln sich in den mitteldeutschen Großstädten sogenannte Informationsblätter, deren Inhaltsschwerpunkte bei Informationen zu aktuellen Geschehnissen mit regionalem Bezug liegen. Bekannt sind uns Blätter aus Halle (nb-halle@gmx.de), Magdeburg (nb-magdeburg@gmx.de) und Dresden (dresdnerrundbrief@yahoo.de). Sie bestehen meist aus ein- oder mehreren auf A5 gefalteten A4- Kopien - einfach und kostengünstig in der Herstellung können sie kostenlos verteilt werden. Wer hieran Interesse hat oder für seine Region etwas ähnliches machen möchte, kann sich an obengenannte Adressen wenden.

Gott mit uns!

Dennoch die Schwerter halten

Der soziologische Nenner,
der hinter Jahrtausenden schlief,
heißt: ein paar große Männer
und die litten tief.

Heißt: ein paar schweigende Stunden
im Sils-Maria-Wind,
Erfüllung ist schwer von Wunden,
wenn es Erfüllungen sind..

Heißt: ein paar sterbende Krieger
gequält und schattenblaß,
sie heute und morgen der Sieger -:
warum erschufst du das?

Heißt: Schlangen schlagen die Hauer
das Gift, den Biß, den Zahn,
die ecce-homo-Schauer
dem Mann in Blut und Bahn -,

Heißt: soviel Trümmer winken:
die Rassen wollen Ruh',
lasse dich doch versinken
dem nie Endenden zu -,

Und heißt dann: schweigen und walten,
wissend, daß sie zerfällt,
dennoch die Schwerter halten
vor die Stunde der Welt.

Gottfried Benn (1933)

Tu, was du mußt,
sieg oder stirb,



und laß Gott die Entscheidung!

Ernst Moritz Arndt